

## **Die Belagerung**

### **Das Bethanien ist entsetzt - vom Kampf um eine Berliner Bastion**

Bethanien ist ein Ort, an dem zum Leben erweckt wird, was tot schien. Bethanien ist der Ort, an dem Lazarus vier Tage im Grab lag, bis Jesus ihn wiederauferstehen ließ. Als Lazarus-Effekt bezeichnet man die Wiederauffindung von Tierarten, die als ausgestorben galten; Beispiele sind der Baumhummel, der Elfenbeinspecht, der Hörnchenbeutel, aber auch der Tasmanische Teufel. Nach Lazarus ist aber auch das Lazarett benannt - und viele Lazarette nach Bethanien.

Bethanien heißt deshalb auch ein verwünschtes Schloss am Ende der Welt, nämlich mitten in Berlin. Davor liegt der Kreuzberger Mariannenplatz, dahinter das, was einmal die innerdeutsche Grenze war, und irgendwo im nördlichen Seitenflügel sitzt ein freundlicher Mann und wütet. Über "Revolutionsgerontokraten". Und über "Verräter am eigenen, gefühlten Auftrag, umkreist von abgehalfterten Helden, die es ebenfalls nicht geschafft haben, in der Gegenwart anzukommen". Die sich eingerichtet hätten, "im Zustand gestockter Widersprüche".

Es wäre unzutreffend, Christoph Tannert - 52 Jahre alt, von barocker Lebensfreudigkeit, auch und gerade wenn er poltert - als Schlossherr zu bezeichnen; er ist nur der wichtigste Mieter im Bethanien, und der Lazarus-Effekt, den er im Augenblick zu verarbeiten hat, betrifft das Wiederaufleben der Hausbesetzerbewegung. Denn Bethanien, das Berliner Bethanien, ist vor allen anderen Dingen eines: Es ist der Ursprungsmythos dieser Bewegung. Jetzt sehen sich die Erben dieser Besetzer abermals mit Besetzern konfrontiert. Und wenn man heute einen Zaun um den ganzen Komplex zöge, könnte er als ein bundesdeutsches Mentalitätsmuseum durchgehen, in dem alle denkbaren Problemlagen zwischen Kunst und Leben, Elite und Basis, links und noch linker, bis hin zum guten alten Ost-West-Konflikt zu einer Anschaulichkeit komprimiert sind, dass man es eher für die Arbeit eines Künstlers halten würde als für ein Haus, in dem Künstler arbeiten - was sich wiederum für Tannert als tragische Situation darstellt, wie wir gleich noch sehen werden.

Und das kam alles so: Errichtet wird das Diakonissen-Krankenhaus Bethanien 1845 bis 1847 von Theodor Stein nach einem Entwurf des Schinkelschülers Ludwig Persius. Ein Jahr später, draußen tobt die Märzrevolution, bezieht Theodor Fontane die dazugehörige Apotheke. Die Diakonissen versehen ihren Dienst bis 1970, danach wird das Krankenhaus geschlossen und soll Sozialwohnungen weichen, auch von einer Trasse der Stadtautobahn ist die Rede. Das führt zu Bürgerprotesten, es sind immer noch die Jahre der Rebellion in Berlin, am 4. Dezember wird, nach einem Festnahmeversuch, der Anarchist Georg von Rauch erschossen, vier Tage später kommt es im Audimax der TU deswegen zu einem Teach-in, dabei ruft die Band "Ton, Steine, Scherben" dazu auf, das leerstehende Bethanien zu besetzen; besetzt wird schließlich nicht der karge Krankenhausbau, sondern das wohnlichere Schwesternheim nebenan, es trägt seitdem den Namen "Rauch-Haus"; nach einer gescheiterten Räumung schreibt Rio Reiser: "Der Mariannenplatz war blau, soviel Bullen war'n da . . . Das Bethanien ist besetzt . . . Das ist unser Haus, ihr kriegt uns hier nicht raus . . ." Und so weiter. Der "Rauchhaus-Song" eben. Bis heute ein Klassiker. Übrigens auch unter stadtkonservatorischen Gesichtspunkten, denn es war nicht zuletzt die Hausbesetzerbewegung, durch die, vom Frankfurter West-End bis eben nach Kreuzberg, damals ganze Altbauviertel vor dem Abriss gerettet wurden.

Das Bethanien wird unter Denkmalschutz gestellt und - unter Protest von maoistischen Gruppen, die sich mit der Forderung nach einer Kinderklinik zu profilieren versuchen - zu einem sogenannten "Künstlerhaus" gemacht: Stipendiaten des Landes Berlin können hier, im Schatten der Mauer, ihren Vorhaben nachgehen. Manche, wie die Choreographin Sasha Waltz, blieben danach für immer in der Stadt. "Das Künstlerhaus Bethanien ist in aller Welt bekannt als eines der profiliertesten Residenz- und Atelierprogramme der Bundesrepublik", schrieb Tannert, der das Haus inzwischen leitet, vor ein paar Monaten in einem offenen Brief an das Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg - und dies werde nun "sehenden Auges in Gefahr gebracht". Er protestiere scharf.

Was war passiert?

"Am 11. 06. 2005 besetzten BewohnerInnen und Projekte des Hausprojektes Yorckstraße 59, welche 6 Tage zuvor von über 500 PolizistInnen brutal geräumt worden waren, zwei Etagen des leerstehenden Südflügels im Bethanien-Hauptgebäude." Heute heiße der Südflügel, in dem bis zu seinem überstürzten Auszug in Folge von Hartz IV das Kreuzberger Sozialamt saß, "New Yorck" und sei ein "Raum emanzipatorischer Projekte". So steht es auf der Rückseite eines Programmheftchens, das jeden Monat zu Filmvorführungen, zum "selbstorganisierten Nachdenken mit Volksküche" oder zu Partys einlädt. Als am vergangenen Wochenende in Kopenhagen der Straßenkampf um das autonome Jugendzentrum "Ungdomshuset" tobt, spielt in der "New Yorck" eine gar nicht mal so schlechte Band. Man darf die Atmosphäre als in sich ruhend und das Publikum als überwiegend brillentragend bezeichnen. Die Haare vieler Frauen sind kurz und die etlicher Männer bereits graumeliert. Natürlich stehen Solidaritätsgrüße an das "Ungdomshuset" auf den Wänden und solche an die "Frauenlesbentransgender-Wagenburg Schwarzer Kanal". Ja, das klingt nach Klischee. Aber was soll man machen? Genau so ist es halt. Am ungewohntesten ist vielleicht noch die Sache mit den brutalen PolizistInnen; früher hörte die Geschlechtergerechtigkeit vor dem Gegner auf.

Aber es ist auch nicht unbedingt das Neue, was diese Besetzung zu einem vollen Erfolg hat werden lassen, sondern im Gegenteil das konservative Element daran: Allein die Tatsache, dass es immer noch oder endlich wieder Hausbesetzer gibt, und dann auch noch im Bethanien. Kaum ein Zeitungsartikel, dessen Verfasser nicht beim Schreiben den "Rauchhaus-Song" auf den Lippen gehabt hätte. Die Polizei weigerte sich, zu räumen. Und nach 48 Stunden, das ist die Berliner Fristenregelung, ist eine Räumung praktisch ohnehin nicht mehr möglich. Das gefährdete allerdings die Verkaufsabsichten des Bezirks, dem der Unterhalt des Bethanien zu teuer ist. Genau dagegen hatte sich aber ohnehin eine "Initiative Zukunft Bethanien", kurz IZB, formiert, die inzwischen ein erfolgreiches Bürgerbegehren gegen die Privatisierung durchgesetzt hat. Ein "offenes soziokulturelles Zentrum von unten" propagiert die Initiative stattdessen, ein "Bethanien für alle" mit dem Wohnprojekt New Yorck als Kernbestandteil, und ein solches hat die Bezirksversammlung letzten Herbst auch beschlossen.

Ein Triumph für Wolfgang Lenk. Er ist gewissermaßen der kulturpolitische Kopf der IZB. Bezirksverordneter für die WASG. Kulturwissenschaftler. Ein linker Intellektueller. Lenk hat seine Aristoteles-Ausgabe mitgebracht, als wir uns in einem Café treffen. Die IZB sei eine "kommunale Zornbank", er knüpfe da an Sloterdijk an, eingezahlt werde in Form von Sympathie und Erfahrungen, zum Beispiel bei der Gestaltung politischer Diskussionen oder Volksküchen. Das Wort Phantasie fällt häufig. Das Bethanien sei zuletzt etwas konzeptionslos vor sich hin gedümpelt, es sei bei den Stipendiaten im Ausland vielleicht bekannter als in Berlin selbst, es müsse sich wieder mehr für die Anwohner öffnen, für basisdemokratische

Initiativen, für die Kiezkultur. "Eine Stipendiatin des Künstlerhauses, eine lokale Initiative gegen Rassismus und eine Schulklasse beantragen zusammen Projektgelder für die thematische Aufarbeitung „Fremd sein in Kreuzberg“, heißt es dazu als Gedankenspiel im Konzept der IZB. Und in einer ähnlichen Vision aus diesem Umfeld: „Wieder einmal genossen Ali, Fatma und andere Schüler/innen aus Kreuzberger Grundschulen klassische Musik und trafen Künstler aus New York, Moskau und Paris bei einer Veranstaltung im Künstlerhaus Bethanien.“ So könnte eine Überschrift im Lokalteil des Tagesspiegels lauten, wenn es denn so wäre."

Solche Vorstellungen finden die Vertreter der etablierten Kunstinstitute im Haus bestenfalls naiv. Entsprechend ist in der IZB und der New York der Unmut über den Elitarismus der "Künstler". Es ist ein Konflikt der Kunstbegriffe, zwischen high und low, zwischen professionell und laienhaft, zwischen einer Lebensweise, die sich als Kunst versteht, und einer Kunst, die sich vom Kompost solchen Lebens manchmal nährt, aber trotzdem letztlich auf den Markt bezogen bleibt. Die Bezirksversammlung hat zwar das "private Wohnen" im Bethanien ausgeschlossen, aber die Hausbesetzer argumentieren, ihr Wohnen sei auch gar nicht privat, sondern gesellschaftlich, sozusagen eine kulturelle Praxis, sie sähen sich in der Tradition von Andy Warhols "Factory"; die Künstler schliefen schließlich auch oft im Atelier.

Um solche Spitzfindigkeiten geht es inzwischen. Und Tannert wird noch deutlicher: "Dann soll ich die von mir mühsam für meine Künstler eingeworbenen Sponsorengelder, mehr als 350 000 Euro pro Jahr, auch noch in den Pott geben? Damit die, die ohnehin keine Kosten haben, auch noch partizipieren? Ja, ziehe ich denn die Hosen mit der Kneifzange an?" Man muss sich diese Tiraden übrigens immer im Crescendo und in schmetterndem Tenor vorstellen, Tannert war als Junge im Kreuzchor, und wenn er an den Verhältnissen schon leiden muss, dann verschafft er sich wenigstens über den Genuss des Schimpfens Genugtuung.

Sicherlich, sagt Wolfgang Lenk, auf solche Aversionen angesprochen, leise, es gebe auch in der IZB Leute, "die diese etablierten Kunstverwalter mit den übelsten Schimpfwörtern bedenken". Und zum Ende des Gesprächs möchte der Kulturwissenschaftler unbedingt noch seinen Aristoteles unterbringen: Der unterscheidet nämlich zwei Formen der Unbeherrschtheit, den Zorn und das Begehren; der Zorn reagiere auf etwas, spreche mit der Stimme der Vernunft, sei ein aufklärungsfähiges Begehren, das Begehren des Berliner Finanzsenators aber - das sei ein leeres, ein unreflektiertes Begehren.

Letztlich ist der Finanzsenator schuld. So stellt das auch Franz Schulz dar, Grüner, früher Baustadtrat, jetzt Bürgermeister des Bezirks. Das Aufnahmeband hört sich nachher so an, wie die Rauhfaser tapete in seinem Büro aussieht, so leise und bedacht spricht Schulz: vom Privatisierungsdruck durch kalkulatorische Kosten, durch Abschreibungszwänge und fiktive Zinsen auf überhöhte Buchwerte. Eine selbstverwaltete Genossenschaft wäre nicht nur nach seinem politischen Geschmack, es wäre auch eine Möglichkeit, die teure Immobilie loszuwerden, ohne sie gleich der Öffentlichkeit zu entziehen. Seine Interessen treffen sich mit denen der IZB. Während am 2. Februar das Herzschlag-Halbfinale der Handball-WM zwischen Deutschland und Frankreich in die Verlängerung geht, tritt Punkt 19 Uhr der "Runde Tisch" zusammen, den Schulz im Bethanien einberufen hat. Während sich der Rest des Landes beim Stand von 27:27 die Nägel aus den Fingern beißt, diskutieren sie im Bethanien, ob vor den "TOP 1" ein "TOP 0" gesetzt werden sollte. Als sie sich auf eine "Zeitschiene" bis zur "48. KW" einigen, ahnt man, dass hier der Weg nicht der unwesentlichste Teil des Zieles ist und dass sich diese Männer auch durch ein Fußballweltmeisterschaftsendspiel nicht davon abbringen lassen würden.

Debattenerfahrene Hausbesetzer hantieren mit Klarsichtfolien. Wer sich dafür aber wirklich wie ein Punk aufführt, mit Fundamentalopposition und Protestposen, das ist auch hier wieder Tannert, der Mann, der von sich sagt: "Ich bin das Schwein, ich bin der Kapitalistenknecht." Denn das Ganze ist nicht zuletzt auch ein Konflikt der Temperamente, Mentalitäten und der Herkunft: "Die Besetzer sprechen mir ja ab, dass ich hier überhaupt was zu suchen hätte, weder als Ostler noch als Kreuzberger, der ich nicht sei." Tannert redet sich in Rage: "Schon wie ich aussehe . . . wer hier keine Bastschuhe und Palästinenserschäl trägt, der . . . ja . . . Wollmütze."

"Vom Habit angefangen, über das, was man sagt, bis zu dem, was man macht" werde alles als kreuzbergfeindlich und kapitalismuskonform dargestellt. Soziokulturelles Zentrum, Alle-bringen-sich-ein, Kollektiv, Mitmachzwang: "Ich als geprügelter DDR-Bürger krieg' die Krätze, wenn ich so was höre."

Tannert ist Sachse. Er war schon in der DDR der tonangebende Experte für Kunst, Punk und Dissidentisches aller Art. Mit dem gleichen expressionistischen Gestus wie damals wirft er sich jetzt auch im Bethanien wieder in die Brust für die Freiheit, nicht mitmachen zu müssen. Und zwar, altes Paradox, indem er mitmacht. Mindestens bis zur "48. KW". Und dann mal weitersehen. "Ich nehme den Kampf auf", sagt Tannert, und: "Jetzt geht's erst richtig los." Man hat den Eindruck, im Grunde mache ihm die Sache einen saumäßigen Spaß. Vielleicht macht er aber auch nur deshalb so viel Wind, damit die Stipendiaten in seinem Schatten ruhig weiterwerkeln können. Und dann sei es außerdem auch so, dass sein Haus sich die Rechte am Namen "Künstlerhaus Bethanien" gesichert habe und damit zur Not einfach umziehen könnte. Dann wären die Besetzer zwar noch drin, aber das Bethanien wäre raus. "Kapitalismus" könnte der Ostler zu den Linken aus dem Westen dann sagen, und beide wären sich endlich mal einig. PETER RICHTER

Text: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 11.03.2007, Nr. 10 / Seite 29